



Ceausescus Schatten im Öko-Paradies

Im rumänischen Donau-Delta, an der Grenze zur Ukraine, wollte der Diktator Nicolae Ceausescu die Zukunft seines Landes modellieren: mit Gefängnissen, deren Insassen riesige Flächen des Deltas trockenlegten, mit gewaltigen landwirtschaftlichen Anbauflächen und Einheiten zur Tierproduktion und nicht zuletzt mit dem Entwurf der größten Fleischfabrik Europas. Heute sind die Gefängnisse dort fast leer, und die Rohbauten der geplanten Fabrik zerbröckeln wie die Erinnerung der Menschen an ihre eigene Geschichte

Dana Cenusă friert. Die Pressechefin der rumänischen Gefängnisbehörde „Administrația Națională a Penitenciarelor“ (ANP), im Rang eines Oberst, liebt es nicht zu warten, und sie hasst es geradezu, in der Kälte herumzustehen. Aber dieser nasskalte Wintermorgen am Donau-Ufer bei Tulcea, dem „Tor zum Donau-Delta“, beginnt zäh, ein schwerer Nebel hängt über der Flusslandschaft und kriecht durch alle Kleider. Kein Platz zum Aufwärmen an dieser trostlosen Anlegestelle, nur ein Dutzend Hunde versucht sich im feuchten Heu gemeinsam gegen die Kälte zu schützen.

Das Schnellboot der rumänischen Grenzpolizei, das Frau Cenusă nach Chilia Veche, in den äußersten nordöstlichen Winkel des riesigen Deltas bringen soll, steht bereit. Ein Besuch im dortigen Gefängnis war schon lange geplant. Doch ohne ausreichende Sicht ist es im Delta lebensgefährlich, die Schifffahrtsbehörde hat ein Fahrverbot erlassen. Frau Cenusă schaut missvergnügt und übt sich in Sarkasmus: „Manchmal ist es leichter, ins Gefängnis zu kommen als ins Delta.“ Nach stundenlangem Warten erklärt sich ein Kollege aus Tulcea bereit, sie mit seinem Jeep die siebzig Kilometer über Land an ihr Ziel zu bringen. Eine wahre Notlösung, wie sich herausstellt, denn eine Straße existiert nicht. Von Schlagloch zu Schlagloch driftet der Jeep auf hartem Gelände, seit Monaten hat es im Donau-Delta nicht geregnet. Frau Cenusă klammert sich tapfer an einen Haltegriff, fast vier Stunden dauert die schüttelnde Fahrt in die einsetzende Dunkelheit des Deltas.

Dana Cenusă, die sich immer wieder einmal selbstironisch in der männlichen Anrede als „Colonelul“, als Oberst bezeichnet, hat längst ihre Uniform abgelegt. Die „Zivilisierung“ des rumänischen Gefängnisystems ist eine Aufgabe, die sie mit Engagement vertritt, nicht nur wegen des Beitritts zur EU: „In unseren Haftanstalten nistet noch etwas der Geist aus der dunklen Zeit, es gibt viele Mängel, und fast alle sind überbelegt. Außerdem scheinen mir manche Strafen zu hoch. Aber es gibt auch Fortschritte: Wir haben neuerdings Sozialarbeiter und Psychologen. Und unsere Wärter sind besser ausgebildet und jünger.“ Obwohl sie eigentlich nur für die interne Kommunikation der ANP und ihre Außendarstellung



zuständig ist, hat sie darüber hinaus bemerkenswerte Aktivitäten initiiert: Gemäldeausstellungen in Gefängnissen, Theatergruppen unter der Leitung ausländischer Regisseure in Jugend-Haftanstalten, Dokumentarfilmprojekte.

Am nächsten Morgen ist Ortstermin für Dana Cenusă in Chilia Veche. Nähme man nur die Kirche dieses Ortes zum Ausgangspunkt für eine Schätzung seiner Größe, käme man schnell auf eine schmucke Kleinstadt mit mehreren zehntausend Menschen – so imposant wirkt das Bauwerk aus dem Jahr 1933 auf den ersten Blick. Tatsächlich aber präsidiert das Gotteshaus inmitten ärmlicher Holzhäuser und verlassener Rohbauten, ist innen fast kahl, entgegen der sonstigen Pracht orthodoxer Gotteshäuser. Bänke und Altar sind in aller Schlichtheit gehalten, zwei kindergroße Ikonen können das depressiv-graue Gesamtbild nicht aufhellen. Die Kirche als Symbol ihrer Gemeinde: Chilia Veche, am „Bratul Chilia“, dem größten Mündungsarm der Donau an der Grenze zur Ukraine inmitten schönster Natur gelegen, ist ein Ort der Armut mit seinen 3 000 Einwohnern, von denen gerade zehn Prozent eine Arbeit haben. Nur die Hauptstraße, an der die Kirche liegt, hat eine befestigte Fahrbahn, die restlichen Wege sind wie Panzerfahrspuren ausgefräst.

Julian Axentiev erwartet vor den Toren des Gefängnisses die Frau aus Bukarest. Dana Cenusă ist zum ersten Mal hier: „Ich bin neugierig auf das Gefängnis, denn ich habe schon viele Geschichten darüber gehört.“ Die Haftanstalt Chilia Veche liegt, umsäumt von Feldern, am Rande des Ortes; alles Flachbauten, zwar umzäunt mit Mauern und Stacheldraht, aber insgesamt wenig martialisch, nur eines von vier Wachhäuschen ist besetzt, eine fast beschauliche Atmosphäre. Axentiev, ein 28-jähriger ehemaliger Grenzpolizist mit jugendlichem Habitus, ist Leiter der Haftanstalt; seit 2003 befehligt er ein rund zwanzig Mann starkes Wachkommando. Er ist hier geboren, schon sein Großvater arbeitete als Wärter, wie er immer wieder betont. „Als ich hier antrat, hatten wir hier mehr als 800 Gefangene, jetzt sind es gerade noch siebzig“, sagt er fast bedauernd. „Nach der Revolution waren die Desorientierung vieler Menschen und vor allem die Armut sehr groß, deshalb stieg nach 1989 erst einmal die Kriminalitätsrate“, ergänzt Dana Cenusă.

Heute ist das Gefängnis in Chilia Veche einzigartig in Rumäniens Haftsystem. Hierher, ans schwer erreichbare Ende des Landes, kommen vor allem Häftlinge, die entweder keine Verwandten mehr haben, die sie besuchen können, oder Verurteilte, die den Haftbedingungen solch berüchtigter Gefängnisse wie Aiud, Jilava oder Gherla entgehen wollen und sich nach Chilia Veche verlegen lassen. Denn dort gibt es ein rares Gut in rumänischen Gefängnissen: Arbeit. Auf mehr als hundert Hektar landwirtschaftlicher Fläche, die dem Gefängnis gehören, arbeiten die Gefangenen, bauen Gemüse für den Eigenbedarf an, halten eine kleine Rinderherde und werden auch schon einmal für Bauarbeiten außerhalb der



Haftanstalt eingesetzt. „Sie können sich damit etwas Geld verdienen und darüber hinaus auch ihre Strafe reduzieren“, erklärt Dana Chenusa, „pro Arbeitswoche gibt es einen Tag Straferlass und je nach Arbeit bis zu hundert Euro monatlich.“

So trifft man hier fast nur zufriedene Häftlinge, und Gefängnischef Axentiev weist darauf hin, dass es in den letzten Jahren keinen Ausbruchsversuch gegeben hat, warum auch? In den Zellen, die er aufschließen lässt, stehen die Gefangenen aber doch in fast militärischer Haltung, Hände an der Hosennaht; es sind zumeist jüngere Männer, die hauptsächlich wegen Eigentumsdelikten einsitzen – kaum Gewalttäter. Sie kommen aus allen Teilen Rumäniens, und in vielen Gesichtern spiegelt sich sichtbar die Härte des rumänischen Männer-Alltags nach der Wende: Arbeitslosigkeit, Armut, Alkoholismus. Sie leben zu zwölft in ihren Zellen, sind abends zumeist todmüde nach der Arbeit und machen keinen Stress, wie Axentiev betont. Das Essen ist gut, eine eigene Bäckerei und die Küche werden von Gefangenen betrieben.

Ein Großteil der Zellentrate ist leer. Kaum zu glauben, dass hier einmal weit mehr als tausend Häftlinge untergebracht waren, vor allem Mitte der sechziger bis in die achtziger Jahre unter Ceausescu, als Chilia Veche zu einer Art Gefängniszentrum im nördlichen Donau-Delta wurde – mit mehreren tausend Insassen. Die Region war Teil des so genannten „rumänischen Gulag“, in dem sowohl „normale“ Kriminelle als auch politische Gefangene inhaftiert waren. Damals mussten die Häftlinge entweder zu zweit in einem Bett schlafen oder in Schichten – das Gefängnis war hoffnungslos überfüllt, denn bei der Eröffnung 1962 hatte man die Kapazität mit 500 Insassen vorgegeben.

In Tataru, einer „Zweigstelle“ von Chilia Veche fünf Kilometer flussaufwärts, waren früher weitere tausend Gefangene inhaftiert; heute bevölkern die Flussinsel gerade mal zwei Häftlinge, ihr Wärter und ein Dutzend Kühe. Tataru ist nur über eine kleine Fähre zu erreichen, die von den beiden Gefangenen per Hand über den schmalen Flusslauf gezogen wird. So pendeln sie immer wieder zwischen Verbannung und Freiheit. Zäune und Mauern gibt es hier nicht. Gleich nach dem Deich stehen die ehemaligen Zellentrate, manche noch relativ gut erhalten, andere schon halb verfallen. Wärter Mihai Shavlovski reagiert etwas verlegen auf die Fragen nach seinem Alltag: „Nun ja, die Gefangenen hüten die Kühe, füttern und melken sie. Und ich helfe dabei. Natürlich unterhalten wir uns über alles Mögliche, sonst wird es ja langweilig.“ Der Wärter als Mitglied einer Gefangenen-Wohngemeinschaft – drei Monate muss er ausharren, dann ist Wachwechsel.

Das Gefängnis ist der größte Arbeitgeber in Chilia Veche, daneben bieten nur noch Miliz, Grenzpolizei und Verwaltung einige Arbeitsplätze. Julian Axentiev befürchtet, dass in naher Zukunft die Haftanstalt aufgelöst wird; Dana Chenusa schüttelt den Kopf. Früher, ja früher, meint Axentiev, da sei alles anders gewesen,



mit mehreren tausend Häftlingen, da gab es genug Arbeit. Zwischen 1960 und 1989 rekrutierten die Haftanstalten der Region ihr Personal in der näheren Umgebung. Aus Fischern und Kleinbauern wurden Gefängniswärter, wie Axentiev's Großvater Vasile Labunet. „Wenn ihr zuhören könnt, besuchen wir ihn, er kann eine Menge erzählen“, kündigt der Enkel seinen Opa an.

Doch Großvater Labunet, aus einer Kosakenfamilie stammend und mit der typischen Kopfbedeckung versehen, redet zwar viel, aber um das Thema Gefängnisse macht er einen weiten Bogen. Trotz beharrlichen Nachfragens ist kaum etwas aus jener Zeit zu erfahren, in der er im Gefängnisystem arbeitete. So schlecht sei das damals nicht gewesen, meint Labunet; gut, die Gefangenen hätten zum Teil viel arbeiten müssen, etwa bei der Trockenlegung großer Schilf- und Feuchtgebiete, aber gequält worden seien sie nicht. Ansonsten lieber noch ein „Noroc“, ein „Prost“ mit dem nächsten Glas selbstgemachten Weins. Ähnlich redefaul ist der 74-jährige Schäfer Vasile Bunguriu. Er war zwischen 1957 und 1980 Wärter in den Gefängnissen der Region, unter anderem auch im berüchtigten Securitate-Arbeitslager in Periprava, flussabwärts von Chilia Veche. Bei Bunguriu ist ganz deutlich so etwas wie Furcht zu spüren, die sich auf die Themen der Vergangenheit legt. Er wägt vorsichtig seine Worte, druckst herum, denkt lange nach, bedeutet, er wisse nicht viel. Dana Chenusa versucht vergeblich, dem Alten etwas zu entlocken.

Eine originelle Wortmeldung zum Thema Gefängnisse kommt vom 75-jährigen Marcian Usov aus Periprava. Der drahtige, weißbärtige Alte arbeitete von 1959 bis 1977 im Büro des Arbeitslagers Periprava, das schon von Ceausescus Vorgängern installiert worden war. Dorthin kamen all jene, die als Systemgegner deklariert wurden – strikte Antikommunisten, Liberale, Priester, Intellektuelle, „neureiche Bauern“, die sich der Kollektivierung widersetzen, bis hin zu Mitgliedern der „Eisernen Garde“, einer faschistisch-antisemitischen Organisation aus den dreißiger und vierziger Jahren. Grausamkeiten, so Usov, habe er keine mitbekommen: „Alle hatten es gleichermaßen schwer damals, Gefangene und Wärter, da hat man sich das Leben nicht noch gegenseitig schwerer gemacht.“ Dass die Securitate das Lager führte, daran kann er sich nur vage erinnern. Wie viele Menschen dort wegen Hungers, Kälte und Erschöpfung gestorben sind, darüber mag er schon gar nichts sagen. „Nein, nein“, winkt er ab, „ich war im nur im Büro tätig, davon weiß ich nichts. Das ist doch alles schon so lange her.“ Es scheint, nicht wenige in dieser gottverlassenen Gegend am Ende Rumäniens können oder wollen auch heute nur schwer glauben, dass vor 17 Jahren der Kommunismus tatsächlich zu Bruch ging.

Die Alten wollen nichts wissen, die Jungen, wie Gefängnischef Julian Axentiev, wissen nichts, weil es in den Familien nie ein Thema war – eine Kultur der Erinnerung oder der geschichtlichen Aufarbeitung ist in der rumänischen



Gesellschaft nur rudimentär vorhanden. Das berüchtigte Lager Periprava dient heute einigen Fischzüchtern als Basis. Sie sitzen um ein Feuer herum und lassen schon mittags den Wodka kreisen – Marke „Stalinskaja“. Es ist nicht nur der Alkohol: auch sie wissen nicht, was vor fünfzig Jahren in jenen Gebäuden vor sich ging, in denen sie heute hausen. Die Baracken auf dem riesigen Gelände zerfallen langsam, kein Mahnmal erinnert an die Verbrechen des kommunistischen Regimes, an die vielen Toten, man spricht von mehreren tausend Opfern der rumänischen Variante einer „Vernichtung durch Arbeit“. Die Gefangenen mussten im Winter bei Minusgraden das Schilf schneiden, lebten auf umgebauten Schleppkähnen, die mit Schlafhütten versehen waren, immer nah am Einsatzort. Oder sie wurden für Drainage-Arbeiten in den sumpfigen Teilen des Deltas eingesetzt, weil Ceausescu hier seine wirren Pläne einer „agro-industriellen“ Revolution verwirklichen wollte.

Die landwirtschaftlichen Projekte aus der Ceausescu-Zeit sind in Chilia Veche, wie anderswo auch, kläglich gescheitert. Am Ortsrand, einen Steinwurf vom Gefängnis entfernt, trotz wie eine Drohung ein riesiges graues, halbfertiges Gebäude aus dem morgendlichen Nebel. Es gleicht auf den ersten Blick einem Gefängnis, aber es ist der Rohbau einer Fabrik, die dort entstehen sollte. 1983, mitten in der größten Mangelperiode Rumäniens, plante der Diktator einen aberwitzigen Befreiungsschlag: Chilia Veche sollte der Standort der größten fleischverarbeitenden Fabrik Europas werden. Auf einer Fläche, fast so groß wie eine Stadt, sollte dieser Komplex Rumäniens Autarkie befördern: riesige Weideflächen und Stallungen, Schlachteinheiten, Bandstraßen für die Weiterverarbeitung in Konserven, auch für Gemüse, Lagerhallen, Tiefkühlkomplexe – ein moderner Gulag mit Arbeitsplätzen für zivile Arbeitskräfte und Strafgefangene. Heute ist es das größte Denkmal im Delta für den Irrsinn des rumänischen Kommunismus. Und ein von den Dorfbewohnern vielbesuchter Steinbruch.

Mit den Hinterlassenschaften der Ceausescu-Ära muss sich heute Georgeta Ciupitu, die Bürgermeisterin von Chilia Veche, herumschlagen. In ihrem kleinen und mit Papieren überladenen Büro kommt sie sofort zur Sache. Nicht das kommunistische Erbe sei derzeit ihr Hauptproblem, sondern die jüngste Geschichte, als unter der Regierung von Adrian Nastase, der heute wegen Korruption angeklagt ist, fast das gesamte Donau-Delta verschachert wurde. Oligarchen wie Alexandru Bittner, Sorin Marin oder Robert Raduta, ausgestattet mit jahrzehntelangen Verträgen, teilen sich seit 2003 die Konzessionen für Fischrechte und Tourismusbetriebe. Raduta, früher Tennistrainer und heute Chef des Jägerverbandes „Zimbrul“, hat darüber hinaus die Hand auf den schönsten Jagdrevieren und -schlössern Ceausescus. Dort trifft er sich mit dem Rest seiner „Tennis-Connection“, mit Ion Tiriac, dem engen Freund und Geschäftspartner, und Dimitri Sturdza, einem rumänischen Prinzen mit Schweizer Pass, früher auch Daviscup-Spieler. Und manchmal sind auch deutsche Manager aus der



Autobranche dabei. In der Region Chilia Veche hat sich Raduta mit seiner Sporting Tours SRL fast neunzig Prozent der Fischereigewässer per Pacht gesichert, darunter einen Uferstreifen am Chilia-Arm von nahezu sechzig Kilometern.

„Raduta bestimmt, wer fischen darf und wohin der Fisch geht, es ist völlig verrückt“, sagt Georgeta Ciupitu, „denn wenn ich heute bei meinen Fischern im Ort Fisch bestelle, mache ich sie damit automatisch zu Wilderern – weil keiner eine Erlaubnis oder Lizenz hat. Das ist ein Skandal. Wir haben hier ein einzigartiges Öko-Paradies, von dem die Einheimischen aber nicht profitieren können.“ Die Bürgermeisterin hat ihrem Parteifreund, Ministerpräsident Calin Tariceanu von der Liberalen Partei (PNL), empfohlen, alle Verträge aus der Ära Nastase zu stornieren. Und sie hofft auf die EU: mit der Ernennung des Donau-Deltas zum Biosphären-Reservat sei der Grundstein dafür gelegt worden, dass künftig die individuelle Bereicherung im Donau-Delta einem demokratisch verwalteten, maßvollen Öko-Tourismus weiche. Doch daran darf gezweifelt werden: Mittlerweile sind die Bodenpreise im Delta auf einem Niveau wie in Bukarest, der boomenden Metropole Südost-Europas.

Dana Chenusa hat schon weitergehende Ideen. Sie will als Resultat ihres Besuchs, welche eine Vision nicht nur für Rumänien, die Resozialisierung von Häftlingen mit dem Tourismus verbinden: „Die Gefängnisverwaltung verfügt im Donau-Delta über viel Land, über Baulichkeiten, die man renovieren kann, über schöne Plätze in einer wundervollen Natur. Warum sollen Gefangene im letzten Drittel ihrer Strafe nicht Häuser renovieren, für Touristen kochen oder sonstige Arbeiten im Tourismus verrichten und sich hier – vielleicht für immer – die Basis für ein Leben in Freiheit erarbeiten? Man stelle sich vor, welcher Lernprozess: sowohl bei den Häftlingen als auch in der Gesellschaft!“

FAZ 3.3.2007, Seite 3